

3. Open Source - Open Gender?

Wer Mitte der 90er das Platzen der Internetblase und der damit verbundenen vielfältigen Hoffnungen von Reichtum bis Demokratiegewinn erlebt hat, sollte eigentlich auch angesichts der Versprechungen im Umfeld von Open Source misstrauisch werden. Tatsächlich gibt es inzwischen auch kritische Auseinandersetzungen um die Verheissungen von Hierarchiefreiheit und gesellschaftlichem Fortschritt von Open Source. So beschreiben Sabine Nuss und Michael Heinrich in »Warum Freie Software dem Kapitalismus nicht viel anhaben kann – aber vielleicht trotzdem etwas mit Kommunismus zu tun hat« (2002), inwiefern sich Open Source als progressive, utopische Projektionsfläche anbietet, jedoch jenseits dieser Projektionsfläche problematisch wird. Ebenso wie Nuss/Heinrich diskutiert Werner Winzerling seine Thesen vornehmlich im Oekonux-Umfeld*. In »LINUX und freie Software. Eine Entmystifizierung« untersucht er sowohl technische als auch wirtschaftliche Mythen rund um das Open Source Betriebssystem LINUX. Diese und weitere AutorInnen gehen vor allem der Frage nach, welche Motivationen die ProgrammiererInnen haben, innerhalb einer gewinnorientierten Gesellschaft an einem Projekt teilzunehmen, dass sich auf den ersten Blick den Kategorien kapitalistischer Verwertungskriterien zu entziehen scheint. Da eine kritische Diskussion zum Phänomen »Open Source« noch relativ jung ist, möchte ich nach einer Einführung in das Thema Open Source, die noch nicht patriarchatskritisch vorgeht, die wichtigsten Aspekte zusammenfassen, um dann zu einigen Anmerkungen vor dem Hintergrund vom »Computer als Männermaschine« zu kommen.

3.1. Open Source. Eine Einführung.

3.1.1. Offener Quellcode als Normalzustand

Open Source hat zwar mit dem Ende der 90er einen Boom erlebt, ihre Ursprünge reichen aber zurück in die 60er und 70er Jahre, als Computer noch riesengroße Rechenmaschinen waren und an den heute geläufigen PC nicht zu denken war. Diese Großrechner, die »Mainframes« waren oft in großen Forschungseinrichtungen angesiedelt, die üblicherweise den Computer zusammen mit einer Software-Grundausstattung vom Hersteller gekauft hatten, oder auch vollständig selbst entwickelt hatten. Damit mit den Rechnern tatsächlich gearbeitet werden konnte, musste vielerorts selbst programmiert werden, denn Software von der Stange war eher selten.

* »In diesem Projekt untersuchen die unterschiedlichsten Menschen mit den unterschiedlichsten Meinungen und den unterschiedlichsten Herangehensweisen die ökonomischen und politischen Formen Freier Software. Eine wichtige Frage ist, ob die Prinzipien der Entwicklung Freier Software eine neue Ökonomie begründen können, die als

Grundlage für eine neue Gesellschaft dienen könnte.« Selbstverständnis der Gruppe, Vgl. <http://www.oekonux.org>; abgerufen am 20.6.2002

Mit dem Entstehen der ersten einfachen Computernetzwerke, entwickelte sich sehr schnell eine Kultur des Austauschs von Software bzw. der Lizenzierung für eine geringe Gebühr. Auf dieser Basis entstanden ab 1969 an den AT&T Bell-Labs unter anderem die Betriebssysteme UNIX und die Programmiersprache C. Dabei bestand immer die Möglichkeit, Einblick in den Quellcode zu nehmen, um daraus zu lernen oder auch um ihn gegebenenfalls eigenen Zwecken anzupassen. Damit das Programm auf einem Computer laufen könnte, musste der in einer Programmiersprache erstellte Quellcode mit Hilfe eines »Übersetzer-Programms«, des Compilers, in Maschinencode umgewandelt werden, der für die Maschine direkt ausführbar, für Menschen aber nur bedingt verständlich ist. Es ist also wichtig, dass zum Programm selbst immer der Quellcode, die »Source«, mitgeliefert wird, damit ein Programm später noch veränderbar bleibt.

3.1.2. Proprietäre Software und die Reaktionen

Die Situation veränderte sich Anfang der 80er Jahre, als AT&T begannen, ihre Urheberrechte von UNIX stärker wahrzunehmen und sich mit der Einführung des Homecomputers völlig neue Rahmenbedingungen für die Produktion von Software entwickelten.

Die Hardwareentwickler konnten, um ihre Produkte massenhaft, billig herzustellen, nicht auch noch die dazugehörigen Betriebssysteme oder Programmiersprachen programmieren, sodass der Verkauf von Software durch Dritte eine logische Konsequenz darstellte. Dies erkannte Bill Gates als einer der ersten und begründete mit einer BASIC-Version, die er kommerziell vermarktete, die heutige Vorherrschaft von Microsoft im Softwarebereich.¹

Um die Software erfolgreich verkaufen zu können, durfte der Quellcode nicht mehr öffentlich zugänglich sein, und ist somit zu einem der bestgehütetsten Geheimnisse sogenannter proprietärer Software geworden.

Abgesehen von den anfangs empörten NutzerInnen des Altair-Homecomputers*, für den Microsofts Basic verkauft wurde, war Richard Stallman einer der ersten, der sich öffentlich gegen diese Tendenzen wendete. Stallman, der am MIT Artificial Intelligence Laboratory arbeitet, gründete daraufhin 1983 die Free Software Foundation, welche die GNU Public License (GPL), eine »offene Lizenz«, propagierte. Statt Lizenzierung völlig zu verwerfen, nutzt Stallmann die Möglichkeiten der Lizenz, um zu öffnen, statt zu verschliessen. Um GNU** Software *verändern* und *weiterverbreiten* zu können, mussten die Softwareentwickler den *Quellcode zur freien Verfügung stellen*, evtl. auch gegen eine geringe Gebühr. Des Weiteren durften an dem bearbeiteten Code keine lizenz-rechtlichen Einschränkungen für andere gemacht werden. Jeder aus dem Projekt entstandene Code musste wiederum unter die GPL gestellt werden. Dies wurde als »Copyleft« im Gegensatz zum »Copyright« bezeichnet.

So eröffnet sich die Möglichkeit kollaborativer Softwareprojekte, wie z.B. ab Anfang der 90er Jahre LINUX – ein UNIX-ähnliches Betriebssystem***, SENDMAIL – ein Programm zum E-Mail Versand****, APACHE – ein Webserver***** oder PERL – eine Programmiersprache***** usw. Mit zunehmenden kommerziellem Interesse an dieser Art

* Vgl. Kapitel »1.8. Der Homecomputer – Hobbyisten und andere Männer erfinden den Computer neu«

** Mit dem Akronym »GNU is Not UNIX« wollte sich Stallman von der restriktiven Lizenzierungspolitik von UNIX abgrenzen. Vgl. <http://www.fsf.org/>

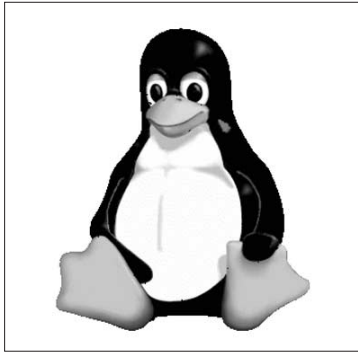
*** Vgl. <http://www.kernel.org/links.html>

**** Vgl. <http://www.sendmail.org/>

***** Vgl. <http://www.apache.org/>

***** Vgl. <http://www.cpan.org/>

Abb. 23



von Software in den letzten Jahren wurden auch weniger offene Lizenzmodelle eingeführt, bei denen z.B. *ein Teil* des Codes *nicht* wie unter der GPL üblich *verändert* oder *weiterverbreitet* werden darf. Trotzdem bleibt hier der gesamte Quellcode für alle einsehbar, sodass Zusammenhänge im Code erkennbar bleiben; daher stammt der Begriff der Open Source (Offene Quelle). Ein bekanntes Open Source Projekt ist zum Beispiel der Kern des Netscape-Browsers »Mozilla«*. Seinen wirklichen Durchbruch erlebte der Open Source Gedanke mit der Verbreitung des

WWW ab 1991 mit Konzentration in Zentraleuropa und Nordamerika. Neue kollaborative Arbeitsweisen verbreiteten sich dort, wo genügend gesellschaftliche (Zeit)Ressourcen frei waren, um den ProgrammiererInnen der größtenteils kosten- also auch entlohnungslosen Freien Software den Rücken freizuhalten.**

3.2. Versprechungen und Erwartungen an Open Source und was beim genaueren Hinsehen davon übrig bleibt

»...leistet sich die taz für deutlich weniger Geld ihre eigenen Softwareentwickler. Eben dank LINUX. Und da die taz seit ihrem Bestehen stets die Nähe zu politischen Bewegungen gesucht hat, verdient das von der taz genutzte Betriebssystem einer genaueren Betrachtung. Denn LINUX ist nicht nur kostengünstig, LINUX ist auch eine politische, eine freigeistige Bewegung.«²

Wer schon mal einen LINUX-«Evangelisten« getroffen hat, kennt die Argumente: LINUX sei das bessere Betriebssystem, viel flexibler als MS Windows. Ausserdem sei LINUX gegenüber Windows vorzuziehen, weil es Open Source ist, eventuelle Fehler könnten von der Open Source Community schneller berichtigt werden, als es bei Microsofts geheimniskrämerischer Informationspolitik möglich sei. An Open Source Software könne jede/r mitprogrammieren und somit handele es sich um Software, die den Bedürfnissen der NutzerInnen nahe kommt, bzw. falls notwendig von ihnen selbst modifiziert werden kann. Daran anschliessend wird geschlussfolgert, dass es sich um eine »demokratischere« Software handele, in der NutzerInnen und ProgrammiererInnen Gleiche unter Gleichen seien, und sich damit dem Imperium Microsoft entziehen können. Einige AutorInnen wollen in Open Source sogar den Ausgangspunkt für eine »andere Gesellschaft«³ sehen.

Die »Evangelisten« treten vor allem immer dann auf den Plan, wenn z.B. Studien veröffentlicht werden, die Windows besser als LINUX darstellen, und denen dann sofort unterstellt wird, abhängig vom Auftraggeber erstellt worden zu sein.⁴ Der Streit um Windows vs. LINUX trägt von Seiten der Open Source-Befürworter oftmals emotionale Züge, anscheinend gibt es eine sehr starke Identifikation mit den Idealen von Open Source. Zudem sind Open Source ProgrammiererInnen in großem Umfang bereit, kostenlos zu arbeiten, um ein Projekt voranzutreiben – ein erstaunliches Maß an Engagement.

Winzerling und Nuss/Heinrich hinterfragen dieses Bild von LINUX und zeigen auf, welche Funktion z.B. LINUX als grundlegendstes Open Source Projekt im kapitalisti-

* Vgl. <http://www.mozilla.org/>

** weitere Details zur Geschichtsschreibung von Open Source bei Grassmuck (2000).

Abb. 23 Linux Pinguin –
Das offizielle Logo des Linux-Projektes

schen Wirtschaftskreislauf erfüllt. Winzerling stellt zuerst einige technologische Fragen zur angeblichen Überlegenheit von LINUX gegenüber Windows. Insbesondere zeigt er auf, dass die behauptete größere Stabilität spätestens seit der sehr komplexen LINUX Kernel Version 2.4. stark anzuzweifeln ist und äussert grundlegende Zweifel am monolithischen Konzept von LINUX, das gegenüber dem Microkernel-Prinzip von z.B. Windows 2000 technisch veraltet sei. Ein »Geheimnis« für den Erfolg von LINUX sieht er darin, dass sich LINUX an der UNIX-Architektur orientiere und die ist in gängigen Lehrbüchern ausreichend beschrieben.

Dann zählt er einige Aspekte von Kosten-Nutzen Rechnungen auf. Diese fallen nur dann zugunsten von LINUX aus, solange es um die reinen Anschaffungskosten ohne Administrationsaufwand geht. Gerade LINUX ist, da es kommandozeilen-orientiert funktioniert, flexibler als Windows, aber es ist auch wesentlich aufwändiger zu warten.

Winzerling verweist insbesondere darauf, dass die Vorteile von LINUX nur für versierte NutzerInnen überhaupt zum Zuge kämen, für einen Großteil sei es schlichtweg zu kompliziert. Wer einen Text schreiben will, muss nicht zwangsläufig auch am Quellcode der Textverarbeitungs-Software interessiert sein. Somit verliert sich für den Einzelanwender letztenendes der Open Source Gedanke, dieser ist vor allem für ProgrammiererInnen interessant. Aus Sicht von »Evangelisten« besteht die Computerwelt offensichtlich jedoch nur aus ProgrammiererInnen.

Winzerling behandelt LINUX weiterhin unter polit-ökonomischen Aspekten und arbeitet heraus, dass LINUX vor allem als Wettbewerber von Microsoft-Produkten wichtig sei: *»Es kann vermutet werden, dass die übrige ›Hersteller-Gemeinschaft‹ (ausgenommen Microsoft) dringend nach einem neuen Wettbewerber für das Segment der Betriebssysteme gesucht hat.«⁵ Keines der anderen Unternehmen sei, u.a. nach dem Scheitern von IBMs OS2, weiterhin bereit gewesen, große Ressourcen für die Forschung in ein neues Betriebssystem zu stecken. Unter Open Source aber lassen sich die Anstrengungen bündeln, ohne direkt involviert zu sein und unter kostenloser Mitarbeit einer großen Anzahl von ProgrammiererInnen.**

Ein Blick auf die Mitgliederseite des APACHE-Projektes zeigt, dass nur ein kleiner Teil der EntwicklerInnen unabhängig ist, die meisten arbeiten (inzwischen) für bekannte Unternehmen, wie z.B. IBM, Fujitsu-Siemens usw.***, so dass deren Interessen in einem primär unabhängigen Open Source Projekt dennoch ausreichend gewahrt werden können. Somit wandelt sich auch das Bild von der »selbstlosen, kostenlosen Mitarbeit« an Open Source. Zumindest in den größeren und erfolgreicherer Projekten, d.h. jenen, die keine »Ein-Mann-Projekte« sind, sind die Entwickler als Lohnarbeiter angestellt, nur eben nicht beim Projekt selbst, sondern bei einem dritten Unternehmen, das genug Kapazitäten hat, Open Source-Mitarbeiter durchzufüttern. Letztenendes besteht jederzeit die Möglichkeit ein Open Source Projekt wieder »zu verschliessen« wie Josh Lerner und Jean Tirole anmerken: *»Das Vorhandensein kommerzieller Aktivitäten kann die Motivation der ProgrammiererInnen verändern. ProgrammiererInnen, die an Open Source Projekten arbeiten, könnten dazu verleitet werden, ihr Interaktion und freiwilligen Beiträge einzustellen, wenn sie glauben, sie haben eine Idee für ein Modul, das sich kommerziell deutlich bezahlt macht.«⁶*

Auch Nuss/Heinrich setzen sich mit den ökonomischen Implikationen von Open Source auseinander. Sie stellen fest, dass Freie Software nicht in das Paradigma der bürger-

* Ich kann an dieser Stelle nicht weiter auf Winzerlings Text eingehen, halte ihn gerade unter den polit-ökonomischen Aspekten für sehr lesenswert.

** Eine Liste der Mitglieder befindet sich auf <http://www.apache.org/foundation/members.html>, abgerufen am 20.6.2002

lichen Ökonomie passe, nachdem nur Privateigentum eine ausreichende Anreizfunktion für eine effiziente Produktion habe. Vielmehr stelle Open Source insofern eine Anomalie dar, als dass ihr Zweck nicht im Tauschwert sondern im Gebrauchswert liege. »Es wird gearbeitet, um ein Produkt herzustellen, nicht um zu tauschen«⁷ Open Source stehe somit für eine globale Kooperation unter Verzicht auf Eigentumsrechte (jedoch nicht Urheberrechte), und erreiche eine Effizienz, die kapitalistischen Maßstäben entspricht.

Im Anschluss kritisieren Nuss/Heinrich Vorstellungen, nach denen Open Source einen subversiven Gehalt und zusammenhängend damit ein Potential zur Gesellschaftsveränderung habe. Sie zeigen auf, wie Open Source in kapitalistischen Verwertungskreislauf »zurückgeholt« wird, dass sie zum einen als Software-Werkzeug zur Erstellung kommerzieller, proprietärer Software dienen kann und zum anderen um die Verwertung von Open Source eine Komplementär-Industrie* entstanden ist, die eindeutig kapitalistischen Verwertungsgesetzen unterliegt. Wegen eines weitgehenden Verzichts auf hierarchische Leitungsstrukturen und einer auf Freiwilligkeit basierenden Zusammenarbeit bezeichnen Nuss/Heinrich das »alternative« Betriebssystem LINUX als »ein wichtiges Beispiel für die Möglichkeit anderer Kooperationsformen – aber auch nicht mehr.« (Hervorh. im Original) Bei dieser Einschätzung gehe es ihnen nicht nur um die Produkte sondern auch um die Produktionsbedingungen. Als Voraussetzung der freiwilligen und unentgeltlichen Kooperation benennen sie einen allgemein hohen Lebensstandard, insbesondere, dass der Lebensunterhalt abgesichert ist und das die Absicherung des Lebensstandards genügend Zeitressourcen für die Beschäftigung mit freier Software lässt. In den kapitalistischen Zentren trifft das insbesondere auf hochbezahlte LohnarbeiterInnen und von den Eltern oder staatlich unterstützte StudentInnen zu, also eine relativ kleine, privilegierte Gruppe. Diese Einschätzung korreliert mit statistischen Erhebungen, nach denen die ProgrammiererInnen von Open Source hauptsächlich aus Zentraleuropa (37%) und Nordamerika (47%) stammen und zwar zum größten Teil aus dem Kreise der StudentInnen (22%) und der professionellen ProgrammiererInnen (44%).

Als Fazit der angeblichen »Alternativität« von Open Source bleibt die Feststellung, dass mit ihr vor allem neue Produktionsformen ausgetestet und eingeführt werden. Ähnlich, wie die Figur des »kreativen Künstlers« als Modell für die Durchsetzung von Selbstorganisation, Eigeninitiative und Flexibilität in keinem anständigen Managementkurs fehlen darf, werden nun anhand von Open Source neue Flexibilisierungsstrategien entwickelt »Die Digitalisierung wie auch die Entstehungsbedingungen Freier Software scheinen eher einer Modernisierung Vorschub zu leisten, bzw. sind selbst Antrieb der gegenwärtigen Produktionsweise, die sich in flexibleren, dezentralisierten, globalisierten und atomisierten Arbeits- und Produktionsbedingungen niederschlägt, die der einzelnen Arbeitskraft mehr Verantwortung für das Produkt überträgt.«⁹

3.3. Freie Software als Tummelplatz für prestigebewusste Männer

Wie sieht es mit der Offenheit von Open Source in Bezug auf Geschlecht aus? Um es kurz zu machen: 98%. Laut »OSDN Hacker Survey« von Karim R. Lakhani, Bob Wolf und Jeff

* Beispiele für die Komplementär-Industrie sind die Suse GmbH, eine Firma, die eine Linux-Distribution für AnwenderInnen zusammenstellt, oder der O'Reilly-Verlag, der Bücher zu den oft spärlich dokumentierten Open Source

Projekten anbietet. Für diesen Verlag arbeitet u.a. Larry Wall, der Initiator der bereits erwähnten Open Source-Programmiersprache PERL. Vgl. <http://www.suse.de> und <http://www.oreilly.com>

Bates (2002) ist dies der Anteil von Männern unter den befragten Open Source ProgrammiererInnen.* In der »Alltagsrealität« schlägt sich diese Zahl wie folgt nieder, eine kurze Stichprobe führt noch einmal auf die Mitgliederseite des bereits oben erwähnten APACHE Projektes. Einzige Frau von insgesamt 83 Mitgliedern ist Sally Khudairi, die sich um PR-Arbeit kümmert.**

Kann es sein, dass sich bei Open Source im Unterschied zur allgemeinen Berufswelt die Geschlechteranteile noch weiter zugunsten der Männer verschieben? Es gibt eine mögliche statistische Antwort auf diese Frage,*** mich interessiert hier aber eher die Fragestellung, wie es zu dem extrem geringen Frauenanteil in einem Umfeld kommt, das im Eingangszitat als »eine politische, eine freigeistige Bewegung« bezeichnet wurde. Ich möchte mich dieser Frage über zwei Gedankenstränge annähern: Zum einen Bordieus Begriff des »Kulturellen Kapitals« und zum anderen über den Hinweis auf »Arbeit als konstituierendes Moment männlicher Identität« wie er bei Roswitha Scholz und Donna Haraway zu finden ist.

3.3.1. Klubmitglieder

Viele AutorInnen formulieren ein Erstaunen über die »Freiwilligkeit« und »Leistung ohne finanziellen Anreiz«, die im Rahmen von Open Source Projekten zutage tritt. Daran schliesst sich die Frage an, aus welcher Motivation heraus, die Mitarbeit erfolgt. Als zentrales Motiv taucht immer wieder der Anreiz durch Aufmerksamkeit auf, ohne dass näher untersucht wird, warum diese Aufmerksamkeit so einen starken Anreiz für die Teilnahme ausübt. Ich möchte versuchen, dies unter Verwendung von Bordieus Konzept des kulturellen, sozialen und ökonomischen Kapitals deutlich zu machen und dabei gleichzeitig eine Perspektive entfalten, welche die Kategorie Geschlecht beinhaltet.

Der französische Soziologe Pierre Bordieu hat in seinem Aufsatz »Physischer, sozialer und angeeigneter Raum« dargestellt, dass sich sozialer Raum immer auch in einem physischen Raum realisiert, beide Räume jedoch nicht per se deckungsgleich sind. Leider kann ich es an dieser Stelle nicht leisten, das Verhältnis von physischen Raum (z.B. Internet/Cyberspace, Produktionsorte in Städten etc.) in Bezug auf den sozialen Raum »Open Source« herauszuarbeiten. Allerdings deutet sich dieses Verhältnis u.a. in den oben genannten Statistiken an, in denen deutlich wird, dass die Open Source »Bewegung« geographisch in den Zentren der mehrwert-orientierten Gesellschaft zu finden ist.

Bordieu bezeichnet den sozialen Raum als ein abstraktes Ensemble, das durch Subräume und Subfelder konstituiert wird. Die Subfelder können u.a. wirtschaftlicher, intellektueller, universitärer Natur sein. Das *wirtschaftliche* Feld betrachte ich im folgenden als überlappend mit dem IT-Sektor, das *intellektuelle* Feld deckt der Bereich des technologischen Wissens und des damit verbundenen impliziten Wissens ab, das *universitäre* Feld bezieht sich hier auf die Informatikausbildung, welche ein Großteil der an Open Source

* Die Zahlen im Detail (absolut, Prozent) bei 684 Befragten: Männer (667 / 97.51%); Frauen (11 / 1.61%); keine Antwort (6 / 0.88%); (Lakhani/ Wolf/ Bates, 2002 – Details per E-mail von Lakhani, 21.6.2002)

** Eigenrecherche des Autors anhand der Vornamen der Mitglieder. Als nicht eindeutig männlich/ weiblich zuzuordnende Personen wurden per Internet nachrecherchiert, <http://www.apache.org/foundation/members.html>, abgerufen am 19.6.2002

*** In Großbritannien arbeiteten z.B. 1998 im Bereich der Software-Analyse und -Programmierung 84% Männer (Labour Market Spotlight/UK, 1998) zitiert nach Grundy (2002:231); Die Vergleichbarkeit mit den OSDN Angaben scheint mir allerdings nur bedingt gegeben, eine Tendenz zeichnet sich jedoch ab.

beteiligten ProgrammiererInnen entweder schon durchlaufen haben oder als StudentInnen gerade bewältigen. Da in Zusammenhang mit Open Source auch immer wieder das Bild vom Hacken benutzt wird, möchte ich den bereits genannten noch ein *subkulturelles* Feld hinzufügen.*

Bordieu verweist in seinem Text darauf, dass die Fähigkeit, den in Beschlag genommenen Raum, durch die Aneignung der in ihm verteilten seltenen Güter zu dominieren, vom jeweiligen Kapital abhängt. »*Kapital – in seinen grundlegenden Formen: ökonomisches, kulturelles, soziales – ermöglicht gleichermassen, sich die unerwünschten Personen und Dinge vom Leib zu halten wie sich den begehrten Personen und Dingen zu nähern und damit die zu ihrer Aneignung notwendigen Aufwendungen (zumal an Zeit) so gering wie möglich zu halten. ... [Der Besitz von Kapital] verschafft darüber hinaus gleichsam Allgegenwärtigkeit aufgrund der ökonomischen und symbolischen Herrschaft über die Transport und Kommunikationsmittel. ...*«¹¹

Die geringe Teilhabe von Frauen im sozialen Raum der Open Source Bewegung ist also keine Zufall, sondern sie wird durch den technologischen Diskurs bestimmt, der die Open Source Bewegung konstituiert und der deren kulturelles Kapital darstellt. Die im Open Source Umfeld verbreitete Zustimmung zum Bild des Hackers** ist einer der Ausschlussmechanismen, die hier greifen und die Geschlechterhierarchien manifestieren. Rizvi/Klaeren (1999) schreiben, dass es gerade das Bild vom Hacker ist, dass Frauen von (einem Studium) der Informatik abschreckt. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass es gerade die Selbstidentifikation des Open Source Umfeldes mit der Figur des Hackers ist, der Frauen von einer Teilnahme generell abschreckt.

Soziales Kapital unter Programmierern bedeutet, zum »Klub« (Bordieu) dazuzugehören wie ein Zitat von Erik Raymond, der den Begriff der »Geschenkökonomie«*** im Bereich der Open Source popularisiert hat, belegen mag: »*Nachdem ich die erste Version dieses Textes im Internet veröffentlicht hatte, kommentierte ein Leser anonym: »Es muss nicht das Ziel sein, Ansehen zu erarbeiten, doch das Ansehen ist, wenn man einen Job gut macht, eine tatsächliche Bezahlung mit entsprechenden Konsequenzen.« Das ist eine feinsinnige und wichtige Beobachtung. Die Motivation eines steigenden Ansehens wirkt unabhängig davon, ob sich ein Handwerker dessen bewusst ist oder nicht; Daraus folgt, dass das Verhalten eines Hackers vom Reputations-Spiel geprägt wird, egal ob der Hacker sein eigenes Verhalten als Teil dieses Spieles versteht oder nicht.*«¹² Die öffentliche Anerkennung (innerhalb des Open Source Klubs) bezeichnen mehrere Autoren als wesentliches stimulierendes Element, dass an die Stelle von finanziellen Anreizen treten kann.¹³ Innerhalb der Open Source Bewegung konstituiert sich so durch die entsprechenden Anerkennungsmechanismen eine Öffentlichkeit, in der sich die hauptsächlich männlichen Programmierer tummeln.

* Der Aussage »Hackers are a primary community with which I identify« stimmen 41,5% der Befragten völlig zu, weitere 42% finden diese Aussage einigermaßen zutreffend. (Vgl. Lakhani/Wolf/Bates, 2002)

** »*Hacker [...] 1. Eine Person, die mit Vergnügen die Details eines programmierbaren Systems erkundet und wie dessen Möglichkeiten ausgeweitet werden können. Ein Hacker steht im Gegensatz zu den meisten Benutzern, die es vorziehen nur das absolute Minimum zu erlernen*« (Anon. Hackers Dictionary; Übersetzung F.H.; im Original: »*Hacker [...] 1. A person who enjoys exploring the details of programmable systems and how to stretch their capabilities, as opposed to most users, who prefer to learn only the minimum necessary...*«)

*** Der Begriff der »Geschenkökonomie« wurde erstmals von Marcel Mauss in seiner ethnologischen Studie »Die Gabe« (1924) verwendet. Mauss beschreibt bei den indigenen Völkern Nordamerikas die Sitte des »Potlatsch«: Geben und Nehmen sollen Machtpositionen der Geber demonstrieren, bis hin zu destruktiven Gesten der beabsichtigten Zerstörung von Gütern und Lebensmitteln nach dem Motto: »Seht her, ich kann es mir leisten, diese Dinge zu zerstören«. Im Prinzip der Gabe und daraufhin erwarteten Gegengabe, unterliegen diejenigen, die nicht (zurück) geben können. Davon unterscheidet sich der heutige Gebrauch der »Geschenkökonomie« als gleichberechtigtes Geben und Nehmen, ohne die Erwartung einer (direkten) Gegengabe. (Vgl. Arns 2002:24)

In Konversationen von Hackern/Open Source Programmierern taucht das Moment eines elitären Klubs unentwegt auf. Exklusivität wird vor allem durch die Abgrenzung gegen einen gemeinsamen Feind, in diesem Falle meist Microsoft, oder die Masse der DAUs (Dümmster Anzunehmender User) erzeugt.

Nach der Veröffentlichung eines Artikels über die Marktführerschaft des Microsoft Internet Explorers (IE) im Newsticker von heise.de¹⁴ behauptet »Cynek« im öffentlichen Forum von heise.de in völliger Ignoranz der Tatsachen: *»Ich glaube IE benutzt in Wirklichkeit niemand«*. Darauf antwortet »Phoenix123«: *»... fazit für mich: ie wird IMMER von der mehrzahl eingesetzt, nur eben bei den DAUs wesentlich mehr. dennoch hat mehr als die hälfte der techies einen IE im einsatz. punkt. [...] kaum ist ein wort von LINUX und windows gefallen, stürmen die zealots hier die foren und prusten raus was für ein supertolles OS sie doch haben und das alle anderen kleinere geschlechtsteile haben weil sie windows verwenden«*¹⁵

Diese Konversation ist paradigmatisch dafür, wie sich die Klubmitgliedschaft mit dem von der Open Source Bewegung geschaffenen öffentlichen Raum überschneidet. Bei »Cynek« tönt der Evangelist, der sich eben dadurch auszeichnet, Tatsachen schlichtweg zu verkennen. In der Antwort echauffiert sich »Phoenix123« dann über die »zealots« (Eiferer), gleichzeitig beweist er seine Klubzugehörigkeit durch die Verwendung des typischen Vokabulars. Zudem spielt »Phoenix123« mit »kleinere geschlechtsteile« vor allem auf ein bestimmtes Geschlecht an: das männliche. Hier zeigt sich erneut die bereits benannte Wirkmacht von Metaphern.

Bordieu beschreibt den Klub-Effekt in einem generelleren Zusammenhang: *»Neben ökonomischen und kulturellem Kapital erfordern bestimmte Räume, insbesondere die geschlossensten, die »exklusivsten«, auch soziales Kapital. Und sie verschaffen wiederum soziales, symbolisches Kapital – vermittelt des Klub-Effekts, der sich ergibt aus der dauerhaften Zusammenfassung innerhalb desselben Raumes [...] von Personen und Dingen, die sich darin ähneln, dass sie sich von der großen Masse unterscheiden, denen gemein ist, nicht gemein zu sein.«*¹⁶ Die von Bordieu verdeutlichten Aspekte treffen mit erstaunlicher Genauigkeit auf die Community zu, die sich um Open Source Programmierung entwickelt hat. Den Zutritt zum Klub Open Source erhält nur, wer die entsprechenden Referenzen vorweisen kann – z.B. die richtige Benutzung von Szene-Slang und technisches Spezialwissen, wer also über das erforderliche symbolische Kapital verfügt. Des Weiteren konstituiert sich die Open Source Bewegung ausdrücklich als Klub, indem sie sich von der Masse abhebt, die Computer zwar benutzt, aber ihre Funktionsweise nur grob versteht. Nun deutet sich bei Bordieu schon an, dass die Anhäufung von kulturellen und sozialen Kapital auch im ökonomischen Bereich ihren Widerhall finden kann, und zwangsläufig taucht die Frage auf, welche »Rendite« innerhalb der Open Source Community erzielt werden können. Weiter oben hatte ich bereits Josh Lerner und Jean Tirole mit dem Hinweis zitiert, demnach kommerzielle Alternativen auch immer dazu führen können, dass ein/e ProgrammiererIn einen bereits entwickelten Code aus dem Open Source Bereich entzieht und ein kommerzielles Projekt weiterverfolgt. Natürlich ist es nicht allein von der Qualität des geschriebenen Codes abhängig, ob eventuelle GeldgeberInnen an einer Mitarbeit interessiert sind. Wesentlich dafür ist auch der erlangte Ruf innerhalb der Community. Mit anderen Worten, je höher das mit einer Person assoziierte soziale Kapital, um so größer auch die Chance dieser Person, einen den eigenen Fähigkeiten und Interessen angemessenen und gut bezahlten Job zu bekommen. Auf diesem Wege kann soziales Kapital in ökonomisches umgewandelt werden.

Lerner/Tirole zeigen auf, dass die Aufmerksamkeit besonders denen zukommt, die ein später erfolgreiches Projekt aus der Taufe gehoben und es wesentlich geprägt haben, indem sie einen großen Anteil des zentralen Codes geschrieben haben.

Eine andere Möglichkeit, soziales Kapital zu erarbeiten, besteht für diejenigen, die in der Lage sind komplexere Projekte zu managen, indem sie neue Programmierer einbinden und das Projekt und dessen »Vision« erfolgreich nach aussen hin vertreten. Dies müssen nicht unbedingt Leute sein, die ausserordentliches Programmier-Talent aufweisen können. Je stärker die Sichtbarkeit des Projektes innerhalb eines relevanten Publikums – das können andere Mitglieder der Open Source Community sein, der Arbeitsmarkt, oder die Venture-Kapital Community – desto höher ist die Chance auch tatsächliche ökonomische Vergütungen zu erhalten. Im »OSDN Hacker Survey« gibt mehr als zwei Drittel der Befragten an, von Open Source in den Bereich der proprietären Software wechseln zu wollen, wenn das finanzielle Angebot seitens des Arbeitgebers gut genug sei. Es herrscht also abgesehen von den Evangelisten, die aufgrund ihres penetranten Auftretens überproportional stark wahrgenommen werden, eine recht pragmatische Attitüde.

An dieser Stelle schliesst sich der Kreis und die Vermutung liegt nahe, dass der Ausschluss von Frauen aus Open Source wenn nicht beabsichtigt, so doch als positiver Nebeneffekt die Anzahl möglicher MitkonkurrentInnen auf einem Arbeitsmarkt vermindert, der allgemein als attraktiv und hochbezahlt gilt. Im Bereich der minderbezahlten und mit weniger Ansehen verbundenen Herstellung von Hardware-Komponenten, dem sogenannten Assembling, arbeiten inzwischen etwas mehr als die Hälfte Frauen.* Solange die Programmierung von Computern ein eher geringeres Ansehen hatte, gab es auch dort einen relativ hohen Frauenanteil und zwar bis in die 50er Jahre.¹⁷ Männer müssen sie also als Mitkonkurrentinnen ansehen, offensichtlich aber nur in einem als weniger qualifiziert geltenden Bereich.

Es macht Sinn, den Bereich des Programmierens als »hochqualifiziert« von Frauen freizuhalten, wenn auch dies natürlich nicht im Sinne einer »Verschwörung« erfolgt, sondern über strukturelle Ausschlussmechanismen, von denen ich hier einige beschrieben habe.

Open Source scheint zusätzlich einen »zweiten Bildungs- und Karriereweg« jenseits eines regulären Informatikstudiums zu ermöglichen. Dieser deregulierte Karriereweg steht offensichtlich fast nur Männern zur Verfügung, während das akademisierte und im Vergleich stärker strukturierte Informatikstudium immerhin für 5-20% Frauen den Berufseinstieg potenziell ermöglicht.¹⁸

Ich möchte hier noch einmal an Bordieus oben zitierte Aussage erinnern. Er beschreibt, dass es erst der Klub-Effekt ist, der soziales und symbolisches Kapital verschafft, und zwar denjenigen, die sich von der Masse abheben.

Kulturelles und soziales Kapital sind für Open Source genau deswegen wichtig, weil eine Person sie potenziell auch immer in ökonomisches Kapital umwandeln kann. Dieses immanente Versprechen, trägt letztenendes das Konstrukt von der »Geschenkökonomie« (Raymond). Gäbe es dieses Versprechen nicht, wäre der Open Source Gedanke in einer mehrwertorientierten Gesellschaft nicht derart stark gewachsen, wie es in den letzten Jahren der Fall war. Dieses Versprechen realisiert sich augenscheinlich für Männer durch andere Männer.

* Mit Assembling waren 1997 in Großbritannien offiziell 55% Frauen beschäftigt. (EOC/UK, 1997) zitiert nach Grundy (2002:231); (Vgl. Biemann 2000)

3.3.2. Transformation der Öffentlichkeit, Prekarisierungstendenzen und Lob der Arbeit

Meiner Meinung nach bietet das hier fragmentarisch beschriebene Setting »Open Source« den idealen Schauplatz um einige der angeschlagenen männlichen Identifikationsmuster unter zeitgemässen Vorzeichen wieder aufleben zu lassen.

Die Zuschreibung von Öffentlichkeit als ein den Männern vorbehaltenes Gut sowie der Verweis der Frauen in's Private hat in ihrer heute wirksamen Form im Zuge der Aufklärung Eingang in die abendländische Gesellschaft gefunden. Inzwischen konnte in der feministischen Forschung herausgearbeitet werden, dass es sich dabei um ein ideologisches Konstrukt handelt. Mit dieser Erkenntnis gehen Verschiebungen und Verwerfungen innerhalb dieses Konstrukts einher, die zwar nicht zu seiner Auflösung führen, sich aber in gesellschaftlichen Veränderungen niederschlagen. Deutlich wird dies z.B. in einer Öffentlichkeit, die eine Exklusivität *nicht mehr ausschliesslich* über die bisher gängigen patriarchal-ideologischen Konstrukte vollzieht, sondern unter neuen Vorzeichen (re)-konstruiert und dabei nur einen Teilbereich der gesamten öffentlichen Sphäre darstellt. In nunmehr transformierter Form wird erneut einem Rationalismus gehuldigt, indem die Teil-Öffentlichkeit über den technologischen Diskurs bestimmt wird, wie es bei Open Source der Fall ist. Dabei scheint das Leitbild der technologischen Machbarkeit, innerhalb dieser Teilöffentlichkeit der Aufhänger zu sein, anhand dessen alles »Andere« diskutiert wird.*

Möglicherweise stellt dies einen Ersatz für den Verlust der bürgerlichen Öffentlichkeit dar, an der teilzuhaben für lange Zeit ein explizit männliches Rollenverständnis konstituierte, an der aber aufgrund des gesellschaftlichen Wandels nicht mehr wie bisher teilgenommen werden kann.¹⁹ Diese Reaktivierung von Elementen männlicher Identitätskonstruktion kann als Antwortversuch auf die Verunsicherung der Geschlechterrollen am Ende des 20. Jahrhunderts gelesen werden. Es ist hier nicht etwas gänzlich Neues entstanden, vielmehr findet eine strukturelle Anpassung an ein sich veränderndes gesellschaftliches Setting statt.

Eine weitere Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist die nach neuen Formen von Arbeit (und Zusammenarbeit) und damit einhergehenden Verschiebungen in den männlichen Geschlechteridentitäten, die immer auch an ein bestimmtes Bild von Arbeit angekoppelt sind.

Mit dem Begriff der *Prekären Arbeit* bei Roswitha Scholz bzw. der *Haushaltsökonomie* von Donna Haraway werden jene Arbeitsverhältnisse beschrieben, die ein großes Maß an Unsicherheit, hohe Flexibilitätserwartungen enthalten und deren Akteure sich hauptsächlich in der Gesellschaftlichen Peripherie befinden.²⁰ Haraway geht davon aus, dass die Haushaltsökonomie mit einer »Feminisierung« von Arbeit einhergeht und beschreibt dies wie folgt: »Feminisiert zu werden bedeutet hier, eine extrem prekäre Position einzunehmen, zerlegt und neu zusammengesetzt werden zu können; als Reservarmee ausgebeutet werden zu können; eher als Bedienstete denn als ArbeiterInnen betrachtet zu werden; während und nach der Erwerbsarbeit einem Zeittakt unterworfen zu sein, der einer geregelten Arbeitszeit Hohn spricht und ständig eine an

* Ich beziehe mich hierbei auf persönliche Beobachtungen, im Umfeld des Chaos Computer Clubs. Bei den jährlich stattfindenden Chaos-Kongressen werden verschiedene Fragestellungen und Themen in Workshops und Podiumsdiskussionen von einem vorwiegend männlichen Publikum

erörtert. Problemen gesellschaftlicher Natur, z.B. Fragen des Copyright oder informationellen Selbstbestimmung wird in der Diskussion häufig mit technischen Lösungsvorschlägen begegnet, die eine gesellschaftliche Situation als technologisch lösbar wahrnehmen.; Vgl. <http://www.ccc.de/congress/>

der Grenze zum Obszönen, eine auf Sex reduzierbare Existenz zu führen, immer bedroht von Arbeitslosigkeit und Deplazierung.«²¹

Haraway führt weiter aus, dass erst die »Neuen Technologien« die Veränderungen der ökonomischen Struktur ermöglichen, aber nicht als Verursacher dieser Tendenzen zu betrachten sind. »Dass der Angriff auf die relativ privilegierten (...) Arbeitsplätze weisser Männer erfolgreich war, wurde erst durch die Macht der neuen Kommunikationstechnologien möglich, auch weit verstreute und dezentralisierte Arbeitsprozesse zu verbinden und zu kontrollieren« (ebd.) Als Folgen, die in den Geschlechterhierarchien spürbar werden, nennt Haraway vor allem die Verschlechterung der familiären Situation, die in der Konsequenz hauptsächlich von Frauen zu tragen seien.*

Teilaspekte von prekärisierten Arbeitsformen finden sich im Bereich Open Source wieder, insbesondere eine hohe Flexibilität, unregelmäßige Arbeitszeiten und starkes persönliches Engagement, welches auch in kommerziellen Open Source Projekten oder in der kommerziellen Programmierung proprietärer Software erwartet wird. Auf der anderen Seite handelt es sich beim Programmieren zugleich um eine mit hohem gesellschaftlichen Prestige verbundene Arbeit, die damit nicht in dem Maße prekärisiert ist, wie zum Beispiel der Bereich des sogenannten Assemblings: Der Zusammenbau elektronischer Geräte (Fernseher, Computer etc.) und die Bestückung elektronischer Leiterplatten ist oft ermüdender, eintöniger nach dem Fließbandprinzip organisierter Arbeit verbunden. Diese Arbeit in der Elektronikindustrie wird von überproportional vielen Frauen ausgeführt und oft in Drittwelt-Länder oder Freihandelszonen ausgelagert.²² Insofern nimmt Open Source eine bemerkenswerte Zwitterposition ein: Eine flexible, teilweise prekärisierte Arbeitsform, oft verbunden mit dem eigenen Besitz der Produktionsmittel, und einem relativ hohen Prestige.**

Ich hatte bereits darauf hingewiesen, dass sich Open Source offensichtlich zur Erprobung neuer, flexibilisierter Arbeitsverhältnisse anbietet. In der Konsequenz kann Open Source auch als eine selbstorganisierte Arbeitsbeschaffungsmaßnahme gelesen werden, in der es darum geht, die eigenen Kenntnisse zu vertiefen*** und gleichzeitig verstärkt durch den Klubeffekt bessere persönliche Ausgangsbedingungen für den ersten Arbeitsmarkt zu schaffen und zwar unter Ausnutzung von geschlechterhierarchischen Strukturen. Wie es zu dieser, auf den ersten Blick, möglicherweise gewagten Behauptung kommt, erklärt sich hoffentlich mit einem Blick auf Arbeit als wesentlicher Bestandteil männlicher Identitätskonstruktion, wie ihn Roswitha Scholz u.a. betreibt.****

Scholz beschreibt das in der Aufklärung konstituierte männliche Subjekt als gesellschaftsbestimmend und zwar in Bezug auf seine: »Durchsetzungskraft (in der Konkurrenz), Intellekt (hinsichtlich kapitalistischer Reflexionsformen), Charakterstärke (in der Anpassung an

* Haraways Text verweist insgesamt in eine andere Richtung, ich habe hier nur die Aspekte herausgepickt, die für meine Argumentation wichtig erscheinen.

** Antonio Negri würde dafür den Begriff des »intellektuellen Proletariats« einführen. Allerdings führt seine Argumentation in eine Richtung, die ich an dieser Stelle nicht weiterverfolgen kann.

*** In der Studie »OSDN Hacker Survey« geben 43,2% der Befragten an, dass die Verbesserung ihrer Fähigkeiten eine wichtige Rolle in der Motivation zur Teilnahme an Open Source Projekten darstellt. Prozentual liegt diese Selbsteinschätzung damit noch vor der Begründung, dass Code generell offen sein sollte (34,2%), und an erster Stelle gleichauf

mit dem Gefühl, dass im Open Source Bereich der eigene Intellekt generell stimuliert wird (43,2%).

**** Scholz bezieht sich auf einen theoretischen Ansatz der neomarxistischen Gruppe »KRISIS«, die sich der Kritik von Arbeit und Wert verschrieben hat. Sie erweitert den Ansatz der »Wertkritik« um eine patriarchatskritische Perspektive. Meine Argumentation kann ohne Verständnis des KRISIS-Ansatzes, den ich hier jedoch nicht leisten kann, möglicherweise unverständlich bleiben. Vgl. Hunger 2002, KRISIS 1999, Scholz 2000 und <http://www.krisis.org>. Eine weitere Hilfe mögen die Kurzbegriffsklärungen auf <http://www.hgb-leipzig.de/dock/karteikasten/> darstellen.

kapitalistische Zumutungen) ...« Sie versucht von der patriarchalen Bestimmtheit der Verhältnisse ausgehend, die geschlechtlich-patriarchale Voraussetzung von Warenproduktion und Warentausch, zu untersuchen.

Scholz sieht in der kapitalistischen Logik des Warentauschs eine geschlechtliche Dimension, die vom Patriarchat bestimmt wird. Diese Logik des Warentauschs basiert auf dem Prinzip der *abstrakten Arbeit*, als den Anteil an Arbeit, der ausgeführt wird, um etwas herzustellen, das getauscht werden kann (üblicherweise gegen Geld). Abstrakte Arbeit ist also diejenige, die auf den *Wert* eines Gegenstandes abzielt, abgesehen von dessen konkreter Verfasstheit. Die *abstrakte Arbeit* unterscheidet man von der *konkreten Arbeit*, die den Anteil an Arbeit meint, der in die tatsächliche Herstellung, die materielle Formung der Ware eingeht und der in einem dialektischen Verhältnis zur abstrakten Arbeit steht.²⁵

Scholz macht dabei das »Weibliche« als Vorbedingung für die Möglichkeit des männlichen Prinzips der abstrakten Arbeit aus. Die besondere Spezifik des Patriarchats in der abendländischen Gesellschaft sieht sie in einer *patriarchalen Bestimmtheit sozialer Verhältnisse durch abstrakte Arbeit und Wert*. »Alles, was in der abstrakten Wertform an sinnlichem Inhalt nicht aufgeht, aber trotzdem Voraussetzung gesellschaftlicher Reproduktion bleibt, wird an die Frau delegiert (Sinnlichkeit, Emotionalität, usw.)«²⁶ Sie bezeichnet dies als »Wertabspaltung«, die in einem dialektischen Verhältnis zum Wert steht. Scholz begreift die Wertabspaltung als den Schatten, den der Wert wirft. Das dialektische Verhältnis von Wert und Wertabspaltung wird laut Scholz patriarchal und durch das Prinzip abstrakter Arbeit konstituiert. Scholz merkt weiterhin an, dass längst nicht mehr ausschliesslich Männer in die Sphäre der abstrakten Arbeit eingebunden seien. Das bedeutet jedoch nicht, dass sich die patriarchale Voraussetzung des Wertverhältnisses damit aufgelöst habe, vielmehr sei es prekär und konfliktträchtig geworden. »Trotz aller Erwerbstätigkeit hat die abstrakte Arbeit für Frauen bis heute nicht dieselbe identitätsstiftende Macht wie für Männer.«²⁷

Dann bezieht Scholz diese Wertabspaltung auf die Trennung der öffentlichen und privaten Sphäre, auf die ich bereits oben eingegangen bin. »Diese Basisstruktur des Wertverhältnisses korrespondiert mit der Ausbildung einer privaten und einer öffentlichen Sphäre. Die private Sphäre ist demzufolge idealtypisch ‚weiblich‘ besetzt (Familie, Sexualität), die öffentliche Sphäre (abstrakte Arbeit, Staat, Politik, Wissenschaft, Kunst etc.) dagegen männlich.«

Wie können Scholz' Thesen in Bezug auf Open Source gelesen werden? Wenn sich Männer also abstrakter Arbeit im Kontext einer öffentlichen Sphäre hingeben, so entspricht dies dem von ihnen erwarteten Rollenverhalten und mithin der erfolgreichen Konstruktion männlicher Identität. In der Herstellung von Open Source Code findet sich abstrakte Arbeit insofern wieder, als das auch Open Source durch Tauschverhältnisse bestimmt ist und die Software als Träger von Wert fungiert. Dieser Wert verwirklicht sich allerdings häufiger in Form kulturellen und sozialen Kapitals, einmal abgesehen von der erfolgreichen Realisierung von Wert in ökonomisches Kapital bei der Kommerzialisierung von Open Source.*

Die Tätigkeiten im Zusammenhang mit Open Source Programmierung werden gemeinhin als Arbeit betrachtet, sei es in Raymonds »Geschenkökonomie« oder z.B. in Volker Grassmucks Einführung in Open Source. Es kann also augenscheinlich das Vorhandensein einer großen Menge an konkreter und abstrakter Arbeit in Bezug auf die

* Inwiefern symbolisches Kapital (Bourdieu) den Tauschprozessen unterliegt, wie sie von Scholz und KRISIS beschrieben werden, dürfte Gegenstand eines eingehenderen Diskussionsprozesses sein.

Entwicklung Freier Software festgestellt werden. In einer Zeit, in der Arbeit in den kapitalistischen Zentren zur »Mangelware« wird, formiert sich in genau diesen Zentren eine »Freiwillige Arbeitsbeschaffungsmaßnahme«, die Open Source Community. Die angesichts von Prekarisierung, Feminisierung und Verknappung von Arbeit, ins Straucheln geratene Konstitution männlicher Identität über abstrakte Arbeit, wird in der Open Source Bewegung in transformierter Form reanimiert.

3.4. Lizenzpolitiken für Gender

Dieser Abschnitt hat in gegebener Kürze die Geschichte und »Ideologien« der Open Source Bewegung untersucht. Mithilfe kritischer Untersuchungen, die die »Freie« Software in ihren kapitalistischen Kontext rückbinden und derart einige der Mythen ankratzen, sollten erste Zweifel an den »Evangelisten« genährt werden. Natürlich hängt dies auch von der Perspektive ab: Für jemanden, der das kapitalistische System im Großen und Ganzen okay findet, kann eine Perspektive in der versucht wird, Kapitalismuskritik gemeinsam mit Patriarchatskritik zu entwickeln, eher als exotisch oder schlichtweg nichtrelevant anmuten. Meine Herangehensweise versucht u.a. die Thesen zur »Wertabspaltung« von Roswitha Scholz, in denen die Wertkritik, die Kritik der abstrakten Arbeit und die Kritik des Patriarchats sich überschneiden und überlagern, am Beispiel des technischen Artefakts Computer, zu untersuchen.

Für den Bereich der Open Source Bewegung konnten anhand Scholz' Thesen Rekonstruktionstendenzen männlicher Identität aufgezeigt werden. Die Rolle von abstrakter Arbeit in der männlichen Identitätskonstruktion konnte ansatzweise deutlich gemacht werden; eine tiefere Beschäftigung mit dem Verhältnis von abstrakter und konkreter Arbeit in Bezug auf Freie Software-Erstellung steht noch an.*

Ein zweiter Pfad verlief entlang Bordieus Unterscheidung von symbolischen und ökonomischen Kapital. Hier wurde an Beispielen aufgezeigt, wie Transformationsprozesse zwischen symbolischen Kapital und ökonomischen Kapital innerhalb von Open Source ablaufen. Ich habe versucht aufzuzeigen, dass diese Transformationsprozesse eine geschlechtliche Dimension enthalten, die offensichtlich zugunsten männlicher Programmierer wirkt. Die geschlechter-hierarchische Bedeutung von Open Source als Teil-Öffentlichkeit habe ich gestreift, weitere Untersuchungen hierzu sind nötig.

In diesem Sinne verstehe ich diesen Abschnitt als Diskussionsbeitrag.

* Wenn man zu diesem Thema im Internet nach Materialien sucht, trifft man relativ schnell auf die Texte von Stefan Meretz, die meiner Meinung nach unzulässige Verkürzungen und Kurzschlüsse zu dieser Frage enthalten.

- 1 Vgl. Ceruzzi 1999:223ff.
 2 Lee 2002 in taz
 3 z.B. Meretz 2002
 4 Vgl. Winzerling 2002:40
 5 Winzerling 2002:47
 6 Lerner/Tirole 2001:41; Übers. F.H.; im Original: »The coexistence of commercial activities may alter the programmers' incentives. Programmers working on an open source project may be tempted to stop interacting and contributing freely if they think they have an idea for a module that might yield a huge commercial payoff«
 7 Nuss/Heinrich 2002
 8 Lakhani/Wolf/ Bates, 2002
 9 Nuss/Heinrich 2002
 10 Vgl. Bordieu, Pierre 1983
 11 Bordieu 1991:30
 12 Raymond, Eric S., 1999b: Kap.7; Übers. F.H.; im Original: »After I published the first version of this paper on the Internet, an anonymous respondent commented: ›You may not work to get reputation, but the reputation is a real payment with consequences if you do the job well.« This is a subtle and important point. The reputation incentives continue to operate whether or not a craftsman is aware of them; thus, ultimately, whether or not a hacker understands his own behavior as part of the reputation game, his behavior will be shaped by that game«
 13 Vgl. Lerner/Tirole 2001:21
 14 Kurzidim 2002
 15 phoenix123 2002; Rechtschreibung im Original
 16 Bordieu 1991:32
 17 Vgl. Hoffmann 1987:76ff.
 18 Vgl. Rizvi/Klaeren 1999: 17ff.
 19 Vgl. Frevert 1986 u. Scholz 1992:Kap.13
 20 Vgl. Hunger 2002
 21 Haraway 1995, S.55
 22 Vgl. Biemann 2000
 23 Scholz 2000:18
 24 Scholz 1992:Kap. 11
 25 Vgl. KRISIS, 1999
 26 Scholz 1992:Kap. 3
 27 Scholz 1992:Kap. 13
 28 Scholz 1992:Kap. 4